



## Gottfried August Bürger.

Zu seinem hundertjährigen Todestage am 8. Juni 1894.

Von

Heinrich Pröhle.



Gottfried August Bürger wurde am 31. Dezember 1747 im Pfarrhaus zu Molmerschwende geboren. Es ist dies ein altberühmtes, aber arm und klein gebliebenes Dorf auf dem Harze. Es kommt schon 1311 als Mahalmariswende oder Malmerwende in Urkunden vor. Nach Prof. Gröpler bedeutet es die Schwendung oder Siedelstelle des in der Volksversammlung berühmten Mannes, Malmer- oder Molmerwende. Ob schwenda oder wende ist dagegen gleichgültig. Hoch- und Niederdeutsch begegnen sich in dem Dorfe und schwenda ist hochdeutsch, wenda niedersächsisch.

Genauer bezeichnet liegt Molmerschwende auf dem kleinen südöstlichen Harzplateau, dem harzgerödischen. Die bei Braunschwende auf dem Harzgeröder Plateau entspringende mansfeldsche Wipper trennt es von Thüringen und von dem mansfeldschen Gebiete, von welchem Martin Luther und Heinrich von Morungen sich noch kräftiger und vielseitiger in die Litteratur einmischten als ihr Landsmann Bürger, obwohl sie, der eine den Volkston und der andre das Minnelied mit ihm teilen.

Vom Schloßberge zu Wippa mit seinen vielen Inmortalen auf dem linken Ufer der Wipper zieht sich das Harzgeröder Plateau bis zum Schloß Falkenstein auf dem hohen rechten Ufer der Selke. Tief im Walde unter Bäumen

auf dem Plateau liegt die alte Stammburg Anhalt, vielleicht der Geburtsort Albrechts des Bären, nur noch kenntlich am alten Burgbrunnen. Hörige Leute der Anhaltiner oder auch der Herren (jetzt Grafen) von der Asseburg sind die Bürger, wie es scheint, nie gewesen. Und da der Name auf dem Plateau im Dialekt Berger oder Birger gesprochen wird, so haben die Bettern des Dichters ihr Haupt stolz erhoben und von keinem andern abzustammen gemeint, als von dem schwedischen Oberst Birger, der wiederum sein Herkommen aus dem skandinavischen Fürstengeschlechte der Foklunger selbst hergeleitet und sich nach dem Dreißig-

jährigen Kriege auf dem Harzgeröder Plateau niedergelassen habe. Vielleicht hatte selbst der Dichter diese stolze Fabel im Kopfe, als er sich auf einer Gedichtausgabe „Birger“ schrieb. Schröter in Gröplers Zeitschrift, die sowohl Luther- als Bürgerforschungen zu gute kommt, behauptet sogar, daß Bürger, wenn er in seiner Eingabe an Friedrich den Großen von seinem Besitze im Halberstädtischen spricht, dabei noch an die väterliche Erbschaft auf dem Plateau denke und nicht an das mütterliche Erbe bei Aschersleben. Das ist aber doch sehr schwer zu glauben, da die Zerwürfnisse in der Ehe von Bürgers Vater daher zu rühren scheinen, daß Bürgers Großvater Bauer der Predigerfrau so viele Unterstützungen gewähren mußte. Auch durfte er die Hungerpfarre in



Baumann del. nach Fiorelli.

Gottfried August Bürger.

Gottschick sc.



Molmerschwende nicht verlassen und nicht in die vielleicht vom Schwiegervater ihm ausgemachte Adjunktur zu Westorf bei Mchersleben einziehen, weil sein Emeritus, der bekannte Pastor Abel, dem Könige eine für Abel günstig gestimmte Bauerndeputation zugesandt und ihm durch diese ohne Zweifel ein Lobgedicht auf den König überreicht hatte, das er in seiner halberstädtischen Chronik hatte abdrucken lassen.

In Bansfelde, wo Bürgers Vater geboren war, scheint auch dessen Familie jetzt nichts mehr zu besitzen. Die beiden Höfe daselbst, die aus dem alten Bürgerischen Grundstücke hervorgegangen waren, sind jetzt die asseburgische Försterei und Oberförsterei. Auch der Wilhelmshof, auf dem Bürgers Großvater vor der Uebersiedelung nach Bansfelde anhaltischer Pächter war, trägt zwischen Wiesen und wilden Kirschbäumen mehr den Charakter eines Jagdhauses, was es auch sonst fast immer gewesen ist. Auf dem Wilhelmshof mochte des Dichters Großvater mit seiner Familie etwa schalten wie die mennonitischen Schweizer auf Dammersfeld beim Sternhause. Nach solchen Orten wie Wilhelmshof führen noch heute die grünen schmalspurigen Fürstenwege, die für jeden Fuhrmann, der nicht den Fürsten fährt, verboten sind, und auf denen sich die Kutsche des letzteren kaum durch die überhängenden Nußbaumzweige durchzudrängen vermag. Auch das letzte vereinzelt auf dem Plateau gelegene Freigut, in welchem ich selbst noch einen Verwandten des Dichters besucht habe, ist jetzt an einen weiter nach Süden hin residierenden Fürsten verkauft, der dort schöne Herbstjagden halten mag. Dadurch haben sich die fürstlichen Personen auf dem Plateau jedenfalls in unsern Tagen noch um eine vermehrt. Ohnehin aber ist es ein eigentümliches Stück Erde, dies kleine Harzgeröder Plateau, wo selbst die Fischerei in der kleinen Eine mit eigentümlichen Gebräuchen verbunden ist.

Auch an die Neujahrsnacht knüpfte sich eine alte Sitte. Von Mitternacht an läutete man das Neujahr eine Stunde lang ein, und durch dies Geläute wurde auch der in der Neujahrsnacht geborene Predigersohn mitbegrüßt. Dieses volkstümliche Glockengeläute, welches dem Knaben die erste Weihe in der Wiege gab, erinnert schon an die Worte: „Es wird dem Menschen von Heimat wegen ein guter Engel beigegeben“, mit denen Jakob Grimm die Vorrede der „deutschen Sagen“ beginnt. Nur ein guter Engel konnte es sein, welcher den Dorfknaben von seinem Plateau aus ins Leben begleitete, wenn auch die Gegenwirkungen desselben gegen die feindlichen Mächte sich auf die Dauer nicht als so wirksam erwiesen wie der Segen, den der ernstere Klopstock von einer Gutspachtung seines Vaters in benachbarten Mansfeldschen mit hinwegnahm. Der Engel der Heimat und der Dichtkunst begleitete Bürger schon, als er noch durch die Wälder der kleinen Hochebene schritt. In der deutschen Litteratur war noch nichts bekannt von „alt-deutschen“ und noch nicht einmal von „kritischen“ Wäldern. Wenn der kleine Bürger aber die freien und grünen, mit sparfamem Buschwerk bewachsenen Hügel in der Dämmerung betrat, so fühlte er Schauer und beobachtete beim Wehen der Distelföpfe an sich selbst ein Grausen. Der naive Hang der Phantasie, der im Kindheitszustand der Völker aus den geheimnisvollen Aeußerungen der Natur dämonische Wesen gestaltet, regte sich mit schöpferischer Gewalt früh in der Seele des Knaben.

Früh machte sich auch sein poetisches Talent bemerkbar, und es entwickelte sich zunächst unter dem Einfluß des Vaters. Dieser träumerische Mann, von milder Religio-

sität ohne alle Parteigrundsätze, hatte als halleischer Student die wesentlich poetische Bildung der dortigen Pietisten erhalten, welche durch Pyra und Lange sogar belebend auf die zurückgebliebene damalige weltliche Dichtkunst einwirkte. Einen unvergleichlich größeren Gewinn aber, als aus der ersten halleischen Dichterschule jener beiden, mußte der „kleine Bürger“ aus den geistlichen Liedern der väterlichen Richtung, bei welcher Zinzendorf ausgeschlossen war, für seinen deutschen Unterricht zu schöpfen. In diesen geistlichen Liedern, deren Anfänge wir kennen, fand er schon den regelmäßigen jambischen Rhythmus, über den er in seinen Originalballaden nachher nicht hinauskam, ehe er unter andrem in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ vom wirklichen deutschen Volksliede, das sich ihm nie ganz wie einem Goethe eröffnet hat, sich wenigstens noch die fagen- oder tigerartig anspringenden Anapästien anzueignen im Stande war. Auch musterhafte neue Wortbildungen fand er dort, die noch heute das Grimmsche Wörterbuch, wenn auch nicht so gern wie die von ihnen mitunter abgelernten Bürgerischen, verzeichnet.

Es blieb nun nicht allein unbemerkt, daß der Knabe seine ausgezeichneten Fortschritte im Deutschen der ernsten und milden Richtung des Vaters verdankte, sondern der Vater wurde allein dafür verantwortlich gemacht, daß der Knabe die lateinischen Formen sehr schwer erlernte, was lediglich daran lag, daß er im Deutschen ein wahres Wunderkind war. Wird doch das Lateinschreiben manchem sehr tüchtigen Lateiner, der sich nun einmal in den deutschen Stil vertieft hat, fast ganz unmöglich. Die ganz ungebildete Mutter sogar glaubte es besser machen zu können als der Vater, und überhörte dem Knaben den Donat, aber umsonst. Da mag es dann gewesen sein, daß Pastor Bürger, wenn er still mit der Pfeife dasaß, von der zügellosen Frau sich mußte sagen lassen: „Die Hölle ist mit Pfaffenköpfen gepflastert. Nur eine Stelle ist noch leer, da kommt deiner hin.“ Als Gottfried August Bürger, der das Phlegma des Vaters geerbt, nach seinem Tode von seiner dritten Frau beschuldigt wurde, daß er stundenlang auf dem Sofa gelegen und bloß geraucht habe, konnten ihn seine Freunde damit entschuldigen, daß ein Dichter nicht immer müßig sei, wenn er es zu sein scheine.

Als der Knabe sein zehntes Lebensjahr erreicht hatte, scheinen die Eltern sich entschlossen zu haben, ihn zum lateinischen Unterrichte nach Bansfelde auf die Pfarre zu schicken. Es ist zwar sinnlos, daß dieser Ort seinen Namen von dem großen Hirtengotte Pan hat, aber die gräßlichen Forsten um Bansfelde, die der Knabe nun täglich mehrmals durchschritt, enthalten in der That alle Schauer der Einsamkeit, die der Hirtengott Pan mitunter durch ein Lüftchen bei den Griechen zu erregen wußte. Hier ist die Jagdlust zu Hause und Bürgers „wilder Jäger“ braucht gar nicht aus so vielen Sagen, sondern nur aus einer solchen Grundstimmung der Jugenderinnerung hergeleitet zu werden.

Ein besonderes Vertrauen konnte die Kutzbachsche Predigerfamilie in Bansfelde nicht erwecken. Ihre Beziehungen zu der Familie Bürger sind zwar durch mündliche Ueberlieferung verbürgt, konnten aber der moralischen Entwicklung des Knaben nicht zum Vorteile gereichen.

Das eigentliche Haupt der Familie war Joachim Samuel Kutzbach. Der Vorname „Joachim“ deutet schon darauf hin, daß er ein Märker war. In der That war er aus Löhmi oder Lähme in der jetzigen Provinz Brandenburg nach Bansfelde berufen, was auf Beziehungen zu



Gleim hindeutet, da dessen Schwager Fromme aus Ermsleben am Ausgange des Sellkethales in Lähme Amtmann war. Als Joachim starb, waren die Verbindungen der Familie Rutzbach in der Herrschaft Falkenstein selbst schon von der Art, daß sein Halbbruder Friedrich Nikolaus durch den Kirchenpatron auf dem Falkensteine zu seinem Nachfolger bestimmt wurde. Er sorgte für die drei noch in Lähme geborenen Kinder seines Halbbruders. Insbesondere beehlt er die 1730 und 1735 geborenen beiden Töchter Johanna Margarete und Marie Katharine auf der Pfarre zu Pansfelde. Allein im Jahre 1757 bekam seine 27 Jahre alte Nichte Johanna Margarete von dem Oheim eine uneheliche Tochter, die erst 1801 als Ehefrau des Wöttchers Ballie starb.

Diese Niederkunft wurde nicht sogleich in das Kirchenbuch eingetragen, wohl aber immerhin noch zwanzig Jahre vor dem Tode der Frau Ballie. Um so weniger zweifelhaft erscheint daher auch eine zweite Eintragung auf derselben Seite des Kirchenbuches, die ich hier zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergebe. Nach dieser zweiten Eintragung ist nämlich im Mai desselben Jahres, 1757, „am Tage, da das hiesige Siegesfest wegen des berühmten Prager Sieges solenniter gefeyert wurde, den Abend darauf vor dem Schlosse Falkenstein ein Findelkind weiblichen Geschlechtes ausgefetzt worden“. Es erhielt die Vornamen in der Taufe von der nun 22 Jahre alten Marie Katharine, als Zunamen aber nicht Rutzbach, sondern Pforten. Dieses nach der Pforte des Falkensteins („sie schleppte sich fort bis zu Falkensteins Thor“, heißt es in Bürger's Ballade) benannte Kind starb schon im Alter von vier Jahren an der Ruhr.

Im Jahre 1757 war der Falkenstein noch das eigentliche Wohnhaus der Herren von der Aßeburg. Luther, dessen Kirchenlied „Ein feste Burg“ zu Bürger's Lieblingsliedern gehörte, hatte in der Burgkapelle gepredigt. Man erzählt den Durchreisenden jetzt davon, zugleich aber von den späteren protestantischen Burgkaplänen, welche in Pansfelde gewohnt und deren blühende Töchter den Gottesdienst in der Schloßkapelle mit Vorliebe besuch't hätten. Der Falkenstein hatte damals noch keine Kunstschänke von Benvenuto Cellini und keine Geschenke Blüchers aufzuweisen, die dieser Napoleon abgenommen hatte. Allein der Ruf der Ritter war bis auf den letzten Bewohner des Falkensteins, August Friedrich von der Aßeburg, von dem wir fast nur wissen, daß er unverheiratet war, nicht schlecht. Er starb 1761 und war 1757 allerdings schon 57 Jahre alt. Sein Nachfolger war der gleichfalls unverheiratete Alchaz Ferdinand von der Aßeburg, der in russischen Diensten stand. Erst dieser baute sich zu Meisdorf am Ausgange des Sellkethales, wohin er Klopstock einlud, an, könnte aber vielleicht für 1757 ebensogut wie August Friedrich als Junker vom Falkensteine betrachtet werden. Von ihm erbte Buffo von der Aßeburg-Gunsleben, dessen unglückliche eheliche Verhältnisse Bürger noch gekannt und im Amt Altengleichen für die Verwünschungen benützt zu haben scheint, die er der Pfarrerstochter in den Mund legt.

Jedenfalls konnte die leichtsinnige Predigerfamilie Marie Katharinens Töchterlein nicht an der Burgpforte der Kirchenpatrone aussetzen, wenn nicht der Verfänger auf der Burg zu suchen war. Bei dieser gefährlichen Sachlage sind auch Verwechslungen mit dem Kinde der älteren Schwester — Verwechslungen, wie sie in der Sefenheimer Angelegenheit jedenfalls zu Goethes und wohl auch zu

Friederikens Nachteile stattgefunden haben — hier ausgeschlossen.

Interessant ist die Nachricht aus dem Kirchenbuche schon deshalb, weil dadurch festgestellt wird, daß das Siegesfest wegen der Schlacht bei Prag während Bürger's Knabenzeit auch in seiner engeren Heimat solenniter gefeyert worden ist. Mit der Heimkehr der Truppen nach dem Frieden von Hubertusburg, welche er (gewiß nicht ohne eine ihrem Wilhelm nachfragende Lenore zu gewahren), wie wir wissen, später von den Fenstern der Franleschen Stiftungen in Halle mit ansah, hat Bürger die Prager Schlacht zum Hauptinhalte des geschichtlichen Teiles seiner Lenore gemacht. Mit dem Andenken an das Prager Siegesfest war aber, wie wir jetzt wissen, bei dem Dichter auch die Erinnerung an einen Vorfall aus seiner Jugendzeit verbunden, der später zur Abfassung seiner dritten großen Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ Veranlassung gab. Daß die Pfarrerstochter noch tiefer, als sie verdient, bis zur Kindsmörderin erniedrigt wird, ist durch Bürger's spätere Thätigkeit als Richter und durch das litterarische Interesse der Sturm- und Drangperiode an den Kindsmörderinnen in das Gedicht hineingekommen. Aber das Gretchen- und Faustartige am Schlusse der Ballade ist doch nicht litterarische Nachahmung. Bürger's Pfarrerstochter ist gerade der Beweis für die Wahrheit der zunächst Lenore betreffenden Worte des freilich das Entstehen dieser Ballade ganz anders erklärenden Hoenig: „Daß Bürger's Gestalten der ganzen Gattung den Namen geben, verbürgt uns ihre große Popularität; sie tauchen in der That in das Element, aus dem sie emporgestiegen, doch von des Dichters Hand künstlerisch und individuell gestaltet, zurück.“ Es findet dies nicht allein auf die Personen, sondern auch auf die Natur, wo der Balladendichter sie schildert, Anwendung. „Der Falkenstein, der Unkenteich, die Lindenlaube im Pfarrgarten zu Pansfelde“, sagt Schröter, „der Rabenkopf (?) und dabei das Gericht an der krummen Linde sind allgemein bekannt.“

Hoenig, dessen Verdienste um die Bürgerlitteratur ich schon jetzt anerkenne, meint auch, der Vater der Gefallenen von Taubenhain sei vom Dichter als „harter und zorniger Mann“ geschildert, weil er als trunksüchtiger Proletarier gedacht sei! Welche Verirrung des Urteils! Die Ballade ist dem norddeutschen Protestanten aus Herz gewachsen, weil sie das deutsche Pfarrhaus, aus dem Bürger selbst hervorging, verteidigt und hoch hält, auch bot sie um die Zeit des Justizediktes dem Junkertume die feste Stirn. Der Besitzer des Falkensteins zur Zeit der Abfassung des Gedichtes, der möglicherweise doch schon als Erb Junker auch der Verfänger der Pfarrerstochter gewesen sein könnte, hatte Bürger nach dessen Briefe an Gleim eine Stelle angeboten unter der Bedingung, daß er noch jahrelang mit seiner Verheiratung warte. Bürger hatte das entrückt zurückgewiesen. Vergeblich hatte er aber den noch nicht verlobten Bruder seiner Braut, Leonhart, für die Stelle vorgeschlagen, einen braven Menschen von der Valentinsart, von dem vielleicht der langjährige preußische Justizminister Leonhardt abstammte, denn auf das d oder t am Schlusse des Namens wird wohl früher nicht viel geachtet worden sein.

Auch ein Bruder der Pfarrerstochter, der cand. theol. Kaspar Rutzbach, gehörte zu den Paten des Findelkinds; 1757 kehrte er auf die Pfarre in Pansfelde zurück und verweilte dort bis 1764. Jedenfalls war es wohl nicht der Pfarrer von Pansfelde, sondern der Nefte, zu dem Bürger



von 1757 an in den lateinischen Unterricht ging. Aber auch Pastor Bürger übernahm denselben noch einmal. Gewiß stand derselbe der frühzeitigen allgemeinen Bildung des Sohnes so nahe, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, der Sohn habe in dem kleinen Aufsatz „Der Tod des Lehrers“ ihm ein Denkmal setzen wollen. Dieses, Bürgers vollkommen würdige Muster deutscher Prosa findet sich nur in dem bei Bierer erschienenen Apelschen Lesebuche, könnte aber mit viel geringeren Bedenken als manches, was schon darin steht, in Bürgers Werke aufgenommen werden. Das Stück scheint Bürgers letztes Zusammensein mit dem Vater im Garten zu Westorf zu schildern, wohin dieser endlich nach Abels Tode versetzt war.

Im Jahr 1759 wurde der Knabe seinem Großvater Bauer in Aschersleben übergeben. Seitdem war der Jugendfrieden dahin, den er trotz der störrischen Mutter bei dem sanftsten behaglichen Vater genossen hatte. Ein Spottgedicht des Knaben auf den ungeheuren Haarbeutel eines Primaners bringt das ganze großväterliche Haus in Aschersleben mit der Stadtschule in Konflikt. Der Großvater läßt es sich nun einen schönen Thaler Geld kosten und bringt den Enkel auf das vornehme Pädagogium (nicht eine der Wohlthätigkeitsanstalten, sondern eine Geldspeculation der Französischen Stiftungen gleich der Buchhandlung derselben) in Pension. Es mag ja wohl sein, daß sich schon damals unter den Alumnen, wie es in solchen Anstalten zu geschehen pflegt, manche kleine moralische Gebrechen forterbten. Der kleine Bürger aber wurde von seiten seiner Lehrer mit Aufmerksamkeit behandelt und hat eine Zeitlang mit einem späteren geistvollen Minister Friedrichs des Großen dasselbe Zimmer bewohnt. Da aber der Enkel nicht völlig tadellos war, so scheint es wieder der Großvater, der alte Hospitalprovisor Bauer aus Aschersleben, gewesen zu sein, der die meiste Unruhe bereitete. Nach der stillen Herzensbildung, die der Knabe vom Vater erhalten hatte, gehörte auch der Sohn noch recht eigentlich auf die gerade durch ihre Frömmigkeit poetisch angehauchten Französischen Stiftungen. Bei mehreren Gelegenheiten zeigte sich dies recht deutlich, jedoch nicht mehr nach des Vaters Tode, als Bürger von drei Jahren erst ein halbes Jahr in Halle Theologie studiert hatte. Klamer-Schmidt, ein später für Bürgers Musenalmanach sehr wichtiger Freund Gleims, studierte mit dem jungen Theologen in Halle, sah ihn aber nur einmal in eine Bunschgesellschaft eintreten. Nachdem Bürger dann seit 1768 noch in Göttingen Jura studiert hatte, war er das enfant terrible der seit Pastor Bürgers Tode doch sichtlich verwaisten Familie geworden. Als sich die Gelegenheit bot, daß Bürger in hannöverschen Landen bleiben konnte, schnallte der alte Hospitalprovisor Bauer in Aschersleben eine große Geldkiste um und ritt nach Göttingen. Um die Sache fest zu machen, warf er das Geld fast zum Fenster hinaus.

War aber Bürger wirklich das enfant terrible, das man aus ihm machte? Daß die Noheiten des Studentenlebens ihn tief herniedergezogen hatten, ist nicht zu bezweifeln. Aber dabei hatte er in Halle zwar nicht Theologie, doch klassische Philologie, zu Göttingen auch noch Englisch in musterhafter Weise studiert. Der „Vogel Urselfst“ oder der „Condor“ des erst nach seinem Abschiede von Göttingen in seine Blüte tretenden Dichters haines überschätzte zwar scherzend sein Talent, von seiner Gelehrsamkeit aber haben selbst die Weimaraner lange ihren deutschen Homer erwartet.

Wie Bürger die Homerübersetzung mit Luthers Bibelübersetzung in Verbindung brachte, hätte ihm auch dies

Werk wohl als hannöverschen Antimanne gelingen können. Indessen hätten ohne die Einsamkeit im Amte Altengleichen seine Hauptwerke, die Balladen, unbedingt nicht ausgeführt werden können. Mit den schwachen Anregungen aus England und den noch schwächeren aus Deutschland, die nun eingetreten waren, trug er die Schauer seiner Heimatbilder in die Romane hinein. Durch den Gesang der Magd Christine:

„Der Mond, der scheint so helle,  
Die Toten reiten schnelle,“

welchen er im Amte Altengleichen hörte, fühlte der Dichter sich an Strophen aus Riffs Gesangbucheslied: „Ermunter dich, mein schwacher Geist“ erinnert. Darin ermuntert sich in kaum glaublicher Weise die Seele, den Seelenbräutigam zu erwarten, mit manchen ähnlich in der „Lenore“ wiederkehrenden Worten und vor allem bereits im Versmaße von Bürgers „Lenore“.

Unter diesen Umständen kann es uns freilich nicht wundern, daß der heidnische Charakter dieser Sage durch Bürger nicht zum vollen Ausdruck kommt. Dieser würde darin bestehen, daß die beiden Liebenden als göttliche Wesen gedacht sind, und daß Wilhelm die Geliebte wie vor so auch nach dem dann nur scheinbaren Tode besuchen kann. Bürger läßt Lenore aus Verzweiflung sich an Gott versündigen und dafür sie durch Wilhelm bestrafen. So drückt er auch der Lenore noch den Stempel eines frommen halleischen Nationalismus auf. Im „wilden Jäger“, in welchem der Gedanke wirklich liegt, daß der wilde Jäger sich besonders mit Worten versündigt, geht er leichter darüber hinweg als in der „Lenore“. Allein der Grund liegt eben darin, daß er die Liebe Lenorens zu Wilhelm, wie ihre Gottlästerung beweist, so stark als möglich ausspricht. Wie Bischoff unter diesen Umständen in einer seiner letzten Vorlesungen gesagt haben soll, daß die Liebe in der Lenore noch nicht zum vollen Ausdruck komme, ist schwer zu begreifen. Trotz jener, übrigens mit meisterhafter Geschicklichkeit durchgeführten Anlehnung an die Theologie des 18. Jahrhunderts paßt auf Lenore von Anfang bis zu Ende, was in dem von mir mitunterzeichneten Aufruf der Hannoveraner, zu einem am 8. Juni, als dem hundertjährigen Todestage Bürgers, zu enthüllenden Grabdenkmale, das nun von Bildhauer Eberlein in Berlin ausgeführt wurde, gesagt ist:

„Die zerstörende Macht der Zeit, die mit unerbittlicher Gerechtigkeit das Echte und Dauernde sondert von dem Vergänglichen, sie hat den Dichter der Lenore nur leise berührt. Noch heute bewegt der Meister der vollstimmlichen deutschen Ballade in ursprünglicher Kraft die Herzen seines Volkes bis in die breitesten Schichten hinein, mit heiligem Schauer sie füllend und mit heiterem Behagen. Noch heute packt uns die ungestüme künstlerische Wahrhaftigkeit, mit der in Bürgers Lyrik ein leidenschaftlich glühendes Herz seine innersten Tiefen bloßlegt, mit der erregenden Frische des ersten Augenblicks.“ Die letzten Worte sind auf Lenore so gut als auf die Mollislieder zu beziehen.

Der anregende Kreis blühender Frauen in der Familie des benachbarten Antimannes Leonhard sesselte den Dichter, wurde aber schon deshalb für ihn verhängnisvoll, weil die ländlichen Leonhardschen Damen den Frauen im Goethe-Schillerschen Kreise zwar nicht an hoher Bildung, wohl aber an Vermögen und Einfluß weit nachstanden. Als Bürger nach dem Tode seines Schwiegervaters 1777 dessen Nachfolger werden wollte, ward der Wunsch nicht



gewährt. Und doch war nicht zu verkennen, daß Bürgers etwas phlegmatische erste Frau die Lebensgewohnheiten des opulenten väterlichen Hauses in die Bauernhütte gebracht hatte, die der Dichter mit ihr bewohnte.

Diese erste Verheiratung fand 1774 statt. Bürger liebte anfänglich Dorette aufrichtig. Doch schon am Tag der Trauung überkam ihn nach seinem eigenen Bekenntnis das Bewußtsein, daß ihre jüngere Schwester Auguste, die „Molly“ seiner Lieder, seine Sympathie in höherem Grade besitze. Bei dem intimen täglichen Beisammenleben, bei der zunehmenden Entwicklung ihrer jugendlichen Schönheit, verfielen beide unentrinnbar dem Verhängnis, welchem sie keine genügend starke sittliche Kraft entgegenzustellen hatten.

Das aus mehreren Dörfern bestehende Amt Altengleichen liegt auf der Westseite des Ravenskopfes. Es ist dies einer jener Berge des Südharz, welche zu jener Zeit der Schriftsteller von Heß beschrieb, wie man jetzt höchstens noch einen vernachlässigten Teil der Kordilleren beschreiben würde. Auf der Südseite des Ravenskopfes liegt das Städtchen Ellrich in noch größerer Nähe als die Hügel vom Amt Altengleichen und Göttingen. In Ellrich wohnte der Dichter Gökings, der seit 1775 Bürgers Vertrauter in Liebes- und Ehefachen war. Die Lebensverhältnisse der beiden Freunde waren in mancher Hinsicht ähnlich, nicht minder ihre Entschlüsse, so jedoch, daß ich unter Umständen weit eher den kalt berechnenden Gökings als den gutmütigen Bürger für den Verführer halten würde. Es klingt ungläublich, daß Herr von Heß durch eine lange Reise den immer fecker auftretenden Gökings in Ellrich besuchen wollte, daß dieser aber längst von Ellrich fort war, als von Heß sich durch den Bergknäuel des Südharz bis dahin durchgearbeitet hatte.

Mit richtigem Raskäl sah Gökings in Ellrich vorher, daß wegen der rücksichtslosen Aussprache der Sinnlichkeit die Gedichte seiner Geliebten Ferdinande oder Nantchen, Tochter des Amtsrats Bopel in Klettenberg und Lohra, dem damaligen Publikum gefallen müßten. Wilde Nachtritte in der damals fast wegelosen Gegend machten den Liebesroman noch interessanter. Nur ließ sich die Unsittlichkeit desselben nicht verbergen. Viel weniger in den Verführungszügen im Klostersgarten als darin, daß nach denselben Nantchen sich noch in einen reichen Forstbeamten oder Landwirt verliebte, mußte selbst der nachsichtige Kreis des Musenalmanachs, in dessen Redaktion Gökings selbst hineinpfuschte, die tiefste Unsittlichkeit erblicken. Als nun Gökings mit einem durch Nantchens Untreue entstandenen Haß gegen das weibliche Geschlecht im Herzen sie noch heimführte und diese ganzen „Lieder zweier Liebenden“ 1777 drucken ließ, konnte man freilich dem guten Vater Gleim erst spät verraten, daß das begabte Nantchen Gökings Gattin sei, aber für den Musenalmanachskreis in und bei Göttingen war es von Anfang an kein Geheimnis. Gökings und Nantchen erschienen auf Verlangen in der Göttinger Gesellschaft und ließen sich bei Dieterich bewundern. Dennoch könnte Nantchen wohl nach vier Jahren, 1781, an gebrochenem Herzen gestorben sein, denn es hatten sich auch hier an die Schwester Amalie schon böse Gerüchte geknüpft. Amalien heiratete Gökings 1782. Die letzten Briefe, die er über sie an Bürger schrieb, lauteten wahrhaft abschreckend. Doch stand sie ihm mit Klugheit und Fleiß zur Seite, während er zum Geheimen Finanzrat aufrückte, geadelt wurde, kleine Dörfer gründete und mit Lidnowsky

in Verwandtschaft trat, gerade so wie ja auch Molly nach der Hochzeit eine musterhafte Wirtin gewesen sein soll.

Während Gökings und Nantchens Lieder besonders von Wieland gerühmt wurden, in dessen Geiste sie auch geschrieben waren, gingen nach und nach aus den nichts weniger als vorwurfsfreien Beziehungen Bürgers zu den beiden Schwestern eine Reihe inniger Lieder hervor, welche immer im Mittelpunkte der erotischen deutschen Poesie stehen bleiben werden. Ein greller Mißklang, wie in den Liedern zweier Liebenden, fehlt durchaus. Aber die äußeren Verhältnisse der Dichtersfamilie in Altengleichen gingen nicht wie die der Ellrichschen vorwärts, sondern zurück.

Der jetzt als „Brocken des Südharz“ bekannte Ravenskopf bei Ellrich hatte wahrscheinlich noch nicht einmal einen Namen. Wenigstens hat der noch etwas höhere Stöberhay seinen Namen als „Hay“ erst vor fünfzig Jahren durch den Kohlenmeiler eines Köhlers Stöber erhalten. Als sich um dieselbe Zeit auf dem Ravenskopfe der originelle Kohlhase, ein angeblicher Nachkomme des von Heinrich von Kleist gefeierten Rostkamm, ein Gasthaus baute, haben oft seine Freunde, wenn das Wetter auf dem Berge zu „brauen“ und zu stürmen anfang, das Dach auf dem Hause mit den Händen festgehalten! Dieser „wilde Harz“, wie er zu Bürgers Zeit noch ganz allgemein genannt wurde, jetzt Ravenskopf genannt, war Bürgers Wetterberg, von wo ihm als Landwirt Regen und Sonnenschein kam. Bürger kennt zwar den Namen Rabenstein für Hochgericht, aber den Namen Ravenskopf oder Ravensberg für den Berg, an dessen Fuße sein Freund Gökings wohnte und zu dessen Nebeln er täglich als Landwirt aufschaute, hat er noch nicht gekannt.

Ohne den eigenen Betrieb des Landbaues im Amte Altengleichen, welchem er, wie es auf dem Lande zu geschehen pflegt, wohl niemals ganz fern stand, würde Bürger wohl weder als Balladendichter so hoch stehen noch in den Liedern an Molly die einschmeichelndsten Töne vom Kornfelde und den Hagebutten gefunden haben. Ein Robert Burns wird man nur in der Bauernhütte. Leider nur kostete ihm die Landwirtschaft, als er sie flott wie ein hannöverscher Justizamtmanntreiben wollte, auch wieder einen Teil des mütterlichen Vermögens. Doch waren es nicht solche Mißverhältnisse, welche ihn 1782 bestimmten, um eine Anstellung in Preußen zu bitten. Der Justizamtmannt eines ganzen Nestes zum Teil brutaler hannöverscher Junker, der jetzt so liebenswürdigen und in Künsten wohl-erfahrenen Herren von Uslar, welcher sein Gedicht gegen den Junker von Falkenstein schon geschrieben hatte, bat Friedrich II. begeisterungsvoll um Zurückberufung in die Heimat. Der Grund dieser Sehnsucht war nur die preussische Justizreform, die Friedrich 1780 mit dem Amstoßen der Entscheidung über den Müller-Arnoldschen Prozeß begonnen hatte. Der König verstand auch das Dichterherz. Aber je verwickelter die Familienverhältnisse des Dichters wurden, um so schwieriger mußte es für ihn selbst werden, den günstigen Bescheid auszubenten und die Gegend von Göttingen zu verlassen. Er erinnerte wohl nie an die Versprechungen aus Preußen.

Dorettes Tod setzte ihn in stand, sich 1785 mit Molly trauen zu lassen. 1787 war er Privatdozent, zuletzt Professor ohne Gehalt in der philosophischen Fakultät zu Göttingen.

In Göttingen war das Haus des Buchhändlers Dieterich der Mittelpunkt der Gesellschaft. Hier bei dem



Verleger der „Göttinger gelehrten Anzeigen“ suchten sich die Fachgelehrten älteren Schlages in altem Ansehen zu behaupten. Als ein solcher, der sich Bürger feindlich erwies, einst einen Perlmutterknopf verlor, jubelte Molly: der Gitzahn sei ihm ausgefallen. Wer nicht wie Bürger, der zugleich Dozent und Redakteur des Dieterichschen Musenalmanachs war, sich an Göttingen gebunden fühlte, hielt sich von dort fern. So konnte der Romanschreiber Müller von Zehoe, wie festlich ihn auch Dieterich einzuholen versprach, nicht bewogen werden, nach Göttingen zu ziehen.

Doch ich will über die Göttinger Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts nicht absprechen. Der Hainbund der Jünglinge mit dem Klopstock'schen Ideal hatte für alle Zeiten in Deutschland einzig dagestanden. Als indessen die Jünglinge fortzogen, traten ihre Lebensideen auch in die Kreise der Professoren selbst ein. Nun war doch wohl Bürger, der Leiter der Loge, der Musenalmanachsredakteur, der Führer der Gesellschaft. Auf das Entstehen der Blumen- und Blütezeit der Professorentöchter, den freilich noch formloseren Hainbund der Theresen, Karolinen und Philippinen, war Bürger nicht ohne Einfluß gewesen. Und welcher Geist wurde da von den vereinzelt Damen entwickelt! Molly, die am 9. Januar 1786 starb, gehörte im besten Sinne des Wortes in diesen Kreis. Der dritten Gattin Bürgers, Elise Hahn, mit der er sich 1790 verheiratete und die 1792 wegen Untreue von ihm geschieden wurde, thut man zu viel Ehre an, wenn man glaubt, daß sie durch die allerdings zum Teil etwas leichten Sitten der Professorentöchter, denen sie geistig nachstand, mit verführt sei. Bürgers letzte Thätigkeit in Göttingen darf nicht nach

den damaligen akademischen Verhältnissen beurteilt werden. Er wurde jetzt der Vater jener Shakespeare-Übersetzungskunst, die durch seinen damaligen Schüler und Freund August Wilhelm von Schlegel in Gemeinschaft mit der schon genannten Karoline später zur höchsten Vollendung gebracht wurde. Auch an dem beispiellosen Wohlklang des deutschen Verses, den er in der „Nachtfeier“ und im „Hohen Liede“ zeigt, hat Bürger noch in Göttingen mit Schlegel gearbeitet.

Zammervoll wurde seine Lage, weil die sonst gegen ihn so liebevollen Schwestern den Grundbesitz in Preußen erhalten wollten, dann aber das Geld aus Preußen nicht herausbekommen konnten. Der eigentliche Grund seines Unglücks war aber doch der, daß die hannöversische Regierung ihn trotz seiner geistigen Bedeutung in einem kleinen Aemtschen verkümmern ließ. Jetzt freilich, hundert Jahre nach seinem Tode, steht der Oberpräsident von Hannover mit dem Kurator, dem Prorektor und dem Bürgermeister von Göttingen an der Spitze derer, die sein Denkmal weihen.

Und nicht bloß im Westen, auch im Osten des Brodens und des Ravenskopfes will man jetzt sein Andenken feiern. In den ersten Frühlingstagen, in denen die Schälmeien des Hirten und das Geläute der Herdenglocken in den Wäldern des kleinen Plateaus wieder ertönen werden, will man am Todestage des Dichters das Pfarrhaus zu Molmerschwende mit einer von grünen Lorbeerblättern umkränzten Gedächtnistafel zieren. So sei denn dem Andenken des Dichters aus dem kleinen Gebirgsdorfe dieser junge Lenz geweiht, der uns jetzt schon seine Hyazinthen schickt, welche Bürger so geliebt und mit denen er in Göttingen, seinen heimatlichen Bergen fern, die dumpfe Gelehrtenstube geschmückt hat.



## Der Wörthersee und seine Nachbarn.

Von

Helene Stöckl.

Alpenseen in Kärnten und Krain! Wie eine Welle von Bergluft und Waldesatem, von kühlem Wasserhauch und warmer Sonnenluft schlägt es uns aus diesen Worten entgegen. Ja, sie sind schön, diese Seen! Ob man zum erstenmal vor ihnen steht oder von Jahr zu Jahr ihre Ufer besucht, immer werden sie das Herz mit gleichem Zauber gefangen nehmen.

An einem sonnenklaren Juniabend war es, als wir auf dem kleinen Plateau vor dem alten Schloß Loretto standen und zum erstenmal auf den Wörthersee hinausblickten.

Wie ein Becken geschmolzenen Goldes lag die weite Wasserfläche zwischen den grünen Waldhügeln vor uns, hier von den Karawanken, deren wildzerklüftete Kalkwände im Abendlicht rosig erglühten, dort vom Dobratsch und dem Mittagskogel und den fern umschatteten Friauler- und Kanalthaleralpen überragt, rings umschlossen von dem schimmernden Gürtel der Schlösser und Villen, den das weit in den See sich vorschiebende Kirchlein von Maria-Wörth wie mit silberner Spange verschließt. „O, wie schön!“ drängte es sich unwillkürlich auf unsre Lippen, und: „Wie schön!“ so riefen wir auch am nächsten Tage, als wir in

Welden, vom andern Ende des Sees aus, unsre Blicke über den glänzenden Wasserpiegel bis zu dem villenreichen Strand von Pörtlach hinüber schweifen ließen.

Nicht eben großartig, aber unendlich lieblich und abwechslungsreich bietet sich der Wörthersee, sowohl in seinem größeren östlichen, wie in dem kleineren westlichen Teile, den Blicken dar. Das eigentliche Hochgebirge fehlt seiner nächsten Umgebung, dies Fehlen aber bringt dem See den Vorteil, daß keine kalten Wildbäche sich in ihn ergießen und die warmen Quellen, die auf seinem Boden entspringen, im Verein mit der Sommerwärme das weite Wasserbecken so wohlthätig durchwärmen können.

Fast nie sinkt die Temperatur des Sees in den Sommermonaten unter 18 Grad Reaumur, selbst die ärgsten Wetter — die Wetter haben übrigens die sehr rühmenswerte Eigenschaft, den Wörthersee auf ihrem Lauf meist nur zu streifen — lassen diese Temperatur fast unberührt; bei andauernd warmem Wetter aber wie im vorigen Sommer hat der See oft wochenlang 20 bis 22 Grad.

Was für ein Leben entwickelt sich aber auch zu solcher Zeit am See! Den ganzen Tag über wimmelt es auf ihm von langen Flachbooten und schmucken Kletbooten,